



CHRISTINE FEEHAN

*Dunkles
Begehren*

ROMAN

be
HEARTBEAT

Inhalt

Cover

Grußwort des Verlags

Über dieses Buch

Titel

Widmung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Über die Autorin

Weitere Titel der Autorin

Impressum

Liebe Leserin, lieber Leser,

herzlichen Dank, dass du dich für ein Buch von beHEARTBEAT entschieden hast. Die Bücher in unserem Programm haben wir mit viel Liebe ausgewählt und mit Leidenschaft lektoriert. Denn wir möchten, dass du bei jedem beHEARTBEAT-Buch dieses unbeschreibliche Herzklopfen verspürst.

Wir freuen uns, wenn du Teil der beHEARTBEAT-Community werden möchtest und deine Liebe fürs Lesen mit uns und anderen Leserinnen und Lesern teilst. Du findest uns unter be-heartbeat.de oder auf [Instagram](#) und [Facebook](#).

Du möchtest nie wieder neue Bücher aus unserem Programm, Gewinnspiele und Preis-Aktionen verpassen? Dann melde dich für unseren kostenlosen Newsletter an: be-heartbeat.de/newsletter

Viel Freude beim Lesen und Verlieben!

Dein beHEARTBEAT-Team

Über dieses Buch

Zweihundert Jahre sind vergangen, seit Gabriel sich und seinen gefährlichen Zwillingsbruder Lucian in der unterirdischen Welt eines Pariser Friedhofs verborgen hat. Durch merkwürdige Erschütterungen in ihrer Ruhe gestört, erwachen die ungleichen Brüder aus ihrem langen Schlaf und kehren in eine ihnen völlig fremde Welt zurück. Als Gabriel völlig geschwächt um seine Kräfte bangt, trifft er auf eine außergewöhnliche junge Frau, die seinen qualvollen Hunger stillt. Gemeinsam begegnen sie nun Gabriels größtem Feind – seinem eigenen Bruder ...

eBooks von beHEARTBEAT - Herzklopfen garantiert.

CHRISTINE FEEHAN

*Dunkles
Begehren*

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katja Thomsen



*Für meine Schwester Ruth,
die Heilerin in unserer Familie.
Du bringst Licht in unser Leben.*

Kapitel 1

Verwirrt erwachte er tief in der Erde. Die erste Empfindung, die er spürte, war Hunger. Kein gewöhnlicher Hunger, sondern eine quälende, überwältigende Gier. Jede Zelle seines Körpers schrie nach Nahrung. Er lag still da, während der Hunger an ihm nagte. Nicht allein sein Körper wurde angegriffen, auch sein Geist war betroffen, sodass er um die Sicherheit aller anderen Lebewesen fürchten musste, Sterbliche und Karpatianer gleichermaßen. Auch seine Seele war in Gefahr. Diesmal breitete sich die Finsternis schnell aus und drohte, seine Seele zu erfassen.

Wer hatte es gewagt, seine Ruhe zu stören? Und wichtiger noch, war auch Lucian erwacht? Gabriel hatte Lucian vor hunderten von Jahren tief ins Erdreich verbannt. Wenn nun Lucian mit ihm erwacht war, geweckt von derselben Störung über der Erde, bestand die Möglichkeit, dass Lucian sich erhob, ehe Gabriel kräftig genug war, um ihn aufzuhalten.

Es fiel ihm schwer, einen klaren Gedanken zu fassen, während der schreckliche Hunger ihn quälte. Wie lange hatte er in der Erde geruht? Er spürte, dass über ihm die Sonne unterging. Selbst nach vielen Jahrhunderten ließen seine Instinkte ihn noch immer zuverlässig spüren, wann der Abend dämmerte und seine Zeit begann. Er war eine Kreatur der Nacht. Die Erde bebte. Gabriels Herz klopfte schneller. Er hatte zu lange gewartet, zu viel Zeit darauf verschwendet, sich zu orientieren und seine verwirrten Gedanken zu ordnen. Lucian erhob sich. Lucians Bedürfnis nach Nahrung würde so drängend sein wie das seine, sein

Hunger quälend und unstillbar. Niemand würde Lucian aufhalten, während er, Gabriel, noch so geschwächt war.

Da ihm keine andere Wahl blieb, brach Gabriel durch die Erdschichten, in denen er so lange Zeit geruht hatte, freiwillig begraben, um Lucian an sich zu binden. Der Zweikampf auf dem Pariser Friedhof war eine lange, schreckliche Schlacht gewesen. Lucian und Gabriel hatten beide schwere Verletzungen davongetragen, die sie eigentlich hätten töten sollen. Lucian hatte sich außerhalb des Friedhofs in die Erde zurückgezogen, während Gabriel in der geweihten Erde Zuflucht gesucht hatte. Die vielen Jahrhunderte der trostlosen Finsternis, der endlosen Leere seiner Existenz hatten Gabriel ermüdet.

Doch es war ihm nicht vergönnt, der Morgendämmerung entgegenzutreten, wie es so viele Männer seines Volkes taten. Denn es gab Lucian. Seinen Zwillingsbruder. Lucian war stark und klug, ein geborener Anführer. Es gab niemanden, der geschickt und mächtig genug gewesen wäre, Lucian zu jagen und zu vernichten. Es gab nur ihn selbst, Gabriel. Er hatte einige Lebensspannen damit verbracht, Lucian zu folgen und mit ihm Vampire zu jagen. Dabei hatte er sich immer auf das Gespür seines Bruders verlassen. Es gab niemanden wie Lucian, niemanden, der sich so ausgezeichnet auf die Vampirjagd verstand. Lucian verfügte über eine besondere Gabe. Und doch war auch er schließlich der dunklen Verführung der Macht anheimgefallen, der heimtückischen Versuchung der Blutgier. Lucian hatte seine Seele verwirrt und sich für die Verdammnis entschieden. Er hatte sich in eines der Ungeheuer verwandelt, die er jahrhundertlang verfolgt hatte. *Ein Vampir.*

Zweihundert Jahre lang hatte Gabriel seinen geliebten Bruder verfolgt, sich jedoch nie ganz von dem Schock erholt, dass Lucian sich der Finsternis verschrieben hatte. Schließlich, nach unzähligen Schlachten, aus denen keiner der beiden siegreich hervorgegangen war, hatte er die

Entscheidung getroffen, sich für immer mit seinem Zwillingsbruder im Erdreich einzuschließen. Gabriel hatte Lucian durch ganz Europa verfolgt, sodass ihr letzter Zweikampf schließlich in Paris stattgefunden hatte, einer Stadt der Ausschweifungen und Untoten. Nach dem schrecklichen Kampf auf dem Friedhof, bei dem beide Brüder schwer verletzt worden waren und viel Blut verloren hatten, hatte Gabriel gewartet, bis Lucian schließlich nichts ahnend in der Erde geruht hatte, und hatte dann seinen Bruder an sich gebunden, um ihn für immer unschädlich zu machen. Zwar hatte er den Kampf nicht gewonnen, doch es schien Gabriel die einzige Lösung zu sein. Er war erschöpft und allein, ohne die Unterstützung seines Volkes. Er sehnte sich danach, ewige Ruhe zu finden, konnte jedoch der Sonne nicht begegnen, bis Lucian endlich vernichtet war. Gabriel hatte sich ein schreckliches Schicksal auferlegt, lebendig begraben, gefangen bis in alle Ewigkeit, aber ihm fiel keine andere Lösung ein. Eigentlich hätte es keine Störung geben sollen, und doch war es so gekommen. Die Erde über ihren Köpfen hatte sich bewegt.

Gabriel wusste nicht, wie viel Zeit inzwischen vergangen war, während er in der Erde geruht hatte, doch sein Körper schrie nach Nahrung. Er wusste, dass sein Gesicht aschfahl und ausgezehrt aussah wie das eines alten Mannes. Während er an die Oberfläche stieß, bekleidete er sich und hüllte sich in einen langen Umhang mit Kapuze, um sich vor neugierigen Blicken zu schützen, während er in der Stadt auf die Jagd ging. Selbst diese winzige Geste raubte ihm schon alle Energie. Er brauchte dringend Blut. Inzwischen war er so geschwächt, dass er beinahe gestürzt wäre.

Als Gabriel schließlich sicher auf dem Boden stand, betrachtete er erstaunt die riesigen Apparate, die seinen ewigen Schlaf gestört hatten. Diese Gerätschaften, die ihm so fremd waren, hatten einen Dämon entfesselt, dessen

tödliche Macht die Sterblichen niemals erfassen würden. Und dieser Dämon wandelte nun ungehindert in jener fortschrittlichen Welt. Gabriel atmete tief ein und sog die Nachtluft in sich auf. Sofort strömten ihm so viele verschiedene Gerüche entgegen, dass seine vom Hunger gequälten Sinne sie kaum verarbeiten konnten.

Der Hunger nagte gnadenlos und unerbittlich an ihm. Gabriel stellte mit wachsender Verzweiflung fest, dass er bereits so nahe daran war, seine Seele zu verlieren, dass er sich kaum noch beherrschen konnte. Wenn er jetzt Nahrung zu sich nahm, würde der Dämon in ihm erwachen. Dennoch blieb ihm keine andere Wahl. Er musste sich stärken, um auf die Jagd zu gehen. Wenn er Lucian nicht verfolgte und damit die Sterblichen und Karpatianer beschützte - wer sollte es dann tun?

Gabriel zog sich den schweren Umhang fester um die Schultern, während er über den Friedhof stolperte. Die Grabungen der Maschinen waren deutlich zu erkennen. Offenbar hob man die Gräber aus, um die Toten umzubetten. Dann fand er die Stelle außerhalb der geweihten Erde des Friedhofs, an der das Erdreich explosionsartig emporgeschossen war, als Lucian erwacht war. Gabriel ließ sich auf die Knie sinken und grub beide Hände in das Erdreich. Lucian. Sein Bruder. Sein Zwillingsbruder. Kummervoll senkte er den Kopf. Wie oft hatten sie ihr Wissen miteinander geteilt? Gemeinsame Schlachten geschlagen? Das Blut des anderen aufgenommen? Sie waren beinahe zweitausend Jahre zusammen gewesen, hatten für ihr Volk gekämpft und die Untoten zur Strecke gebracht. Nun war er allein. Lucian war ein legendärer Krieger gewesen, der größte Vampirjäger des karpatianischen Volkes, und doch war auch er gefallen wie so viele vor ihm. Dabei hätte Gabriel sein Leben darauf verwertet, dass sein Zwillingenbruder der Finsternis niemals anheimfallen würde.

Gabriel erhob sich langsam und machte sich auf den Weg zur Straße. In den vielen Jahren, die inzwischen vergangen waren, hatte sich die Welt verändert. Alles schien anders zu sein. Er verstand diese Welt nicht mehr. Tatsächlich fühlte er sich so orientierungslos, dass selbst sein Blick verschwamm. Nur mühsam stolperte er eine Straße entlang und bemühte sich, einen Bogen um andere Passanten zu schlagen. Die Sterblichen begegneten ihm überall, sie wichen ihm jedoch aus. Schnell las Gabriel ihre Gedanken. Sie hielten ihn für einen alten Obdachlosen, vielleicht für einen betrunkenen oder gar einen verrückten. Niemand blickte ihn an, niemand schien ihn sehen zu wollen. Er war in sich zusammengesunken, seine Haut aschfahl. Schnell zog Gabriel den langen Umhang noch enger um sich, um seinen ausgezehrten Körper zu verstecken.

Der Hunger überwältigte seine Sinne, sodass seine Reißzähne in Erwartung eines wahren Festmahls hervorschossen. Er brauchte dringend Nahrung. Kraftlos wie geblendet, ging er weiter. Diese Stadt war so verändert, nicht länger das alte Paris, das er gekannt hatte, sondern ein riesiges, weit verzweigtes Labyrinth aus Gebäuden und gepflasterten Straßen. Blendendes Licht schimmerte aus dem Inneren der riesigen Gebäude und strahlte von den Straßenlaternen über seinem Kopf. Es war nicht mehr die Stadt, an die er sich erinnerte und mit der er vertraut gewesen war.

Gabriel hätte gut daran getan, sich das nächstbeste Opfer zu greifen und Nahrung zu sich zu nehmen, um wieder zu Kräften zu kommen, doch die Furcht, sich nicht mehr beherrschen zu können, hielt ihn davon ab. Er durfte es dem Ungeheuer in seiner Seele nicht gestatten, ihn zu kontrollieren. Er musste seine Pflicht erfüllen, für sein Volk, die Sterblichen, doch vor allem für seinen geliebten Bruder. Lucian war sein Held gewesen, den er über alle anderen gestellt hatte. Und Lucian hatte es verdient gehabt. Sie

hatten einander ein Versprechen gegeben – Gabriel würde es halten, wie auch Lucian es an seiner Stelle gehalten hätte. Gabriel würde nicht zulassen, dass ein anderer Vampirjäger seinen Bruder zur Strecke brachte. Das war allein seine Aufgabe.

Der Blutgeruch war überwältigend. Er quälte Gabriel ebenso sehr wie der schreckliche Hunger. Er hörte, wie das Blut durch die Adern der Sterblichen rauschte, mit jedem Herzschlag pulsierte und ihn mit seiner Lebenskraft verlockte. In seinem geschwächten Zustand würde es ihm nicht gelingen, sein Opfer zu kontrollieren und zu beruhigen. Dieser Umstand würde das Ungeheuer in seiner Seele nur noch gefährlicher machen.

»Monsieur, kann ich Ihnen helfen? Geht es Ihnen nicht gut?« Es war die schönste Stimme, die Gabriel je gehört hatte. Sie sprach perfektes Französisch ohne jeden Akzent, doch er war sich nicht sicher, ob sie tatsächlich Französin war. Erstaunt stellte er fest, dass ihre Worte ihn trösteten, als könnte allein ihre Stimme ihn von seinen Sorgen befreien.

Gabriel schauderte. Keinesfalls wollte er sich an einer unschuldigen Frau vergreifen. Ohne sie anzusehen, schüttelte er den Kopf und ging weiter. Doch er war so geschwächt, dass er stolperte und gegen die Frau stieß. Sie war schlank, aber überraschend kräftig. Sofort legte sie den Arm um ihn, ohne sich um den erdigen Geruch zu kümmern, der von ihm ausging. Als sie ihn berührte, breitete sich ein Gefühl des Friedens in seiner gequälten Seele aus. Der gnadenlose Hunger schien ein wenig nachzulassen, und solange sie ihn berührte, würde es ihm gelingen, die Selbstbeherrschung zu wahren, das spürte er.

Absichtlich wandte er das Gesicht von ihr ab, denn das rote Glühen des Dämons spiegelte sich gewiss in seinen Augen. Die Nähe dieser Frau hätte seine gewalttätigen Instinkte hervorrufen sollen, doch stattdessen beruhigte sie ihn. Er war fest entschlossen, sie keinesfalls als Opfer zu

missbrauchen. Er spürte ihre Güte, ihre feste Entschlossenheit, ihm zu helfen, ihre Selbstlosigkeit. Einzig ihr Mitgefühl und ihre Güte hielten ihn davon ab, seine Zähne tief in ihren Hals zu schlagen, obwohl jede Faser seines Körpers nach Nahrung verlangte, damit er seine Kräfte zurückerlangen konnte.

Die Frau drängte ihn auf eine glänzende Maschine am Straßenrand zu. »Sind Sie verletzt oder einfach nur hungrig?«, fragte sie. »Es gibt in der Nähe ein Obdachlosenasy. Dort können Sie die Nacht verbringen und eine warme Mahlzeit zu sich nehmen. Ich werde Sie dorthin bringen. Dies ist mein Auto. Bitte steigen Sie ein, und lassen Sie mich Ihnen helfen.«

Ihre Stimme erschien ihm wie ein verführerisches, sinnliches Flüstern. Gabriel fürchtete um ihr Leben und um seine eigene Seele. Doch er war viel zu schwach, um ihr zu widerstehen. Er gestattete ihr, ihn in das Auto zu setzen, zog sich jedoch so weit wie möglich von ihr zurück. Da sie ihn nun nicht mehr berührte, hörte er deutlich das Blut, das in ihren Adern rauschte. Sein Hunger wurde so überwältigend, dass ihn das Verlangen danach, seine Zähne in ihren zarten Hals zu drücken, heftig erbeben ließ. Er hörte ihren kräftigen Herzschlag, der ihn um den Verstand zu bringen drohte.

»Mein Name ist Francesca Del Ponce«, erklärte sie sanft. »Bitte sagen Sie mir, ob Sie verletzt sind oder ärztliche Betreuung brauchen. Machen Sie sich um die Kosten keine Sorgen. Ich habe im Krankenhaus Freunde, die Ihnen helfen werden.« In ihren Gedanken las Gabriel eine weitere Tatsache, die sie ihm verschwieg: Sie brachte oft Obdachlose ins Krankenhaus und bezahlte die Rechnung selbst.

Gabriel schwieg. Mit letzter Kraft schirmte er seine Gedanken ab. Diese Schutzmaßnahme, die Lucian ihm bereits als Kind beigebracht hatte, war ihm zur zweiten Natur geworden. Die Verlockung des Blutes war

überwältigend. Nur die Güte, die von dieser Frau ausstrahlte, hinderte Gabriel daran, über sie herzufallen und seinem ausgehungerten Körper die Nahrung zu geben, die er so dringend brauchte.

Besorgt betrachtete Francesca den alten Mann. Zwar hatte sie sein Gesicht nicht deutlich sehen können, doch er schien aschfahl vor Hunger zu sein und vor Erschöpfung zu beben. Er sah abgemagert aus. Wenn sie ihn berührte, spürte sie einen schrecklichen Kampf, der in seiner Seele tobte, und den Hunger, der seinen Körper quälte. Sie musste sich beherrschen, um nicht durch die Straßen zum Obdachlosenasyll zu rasen. Sie musste ihm dringend Hilfe beschaffen. Nervös nagte sie mit ihren ebenmäßigen weißen Zähnen an ihrer Unterlippe. Francesca verspürte Furcht, eine Empfindung, die sie schon sehr lange Zeit nicht mehr wahrgenommen hatte. Sie musste diesem Mann helfen. Das Bedürfnis danach war so stark, dass es beinahe zwanghaft zu sein schien.

»Machen Sie sich keine Sorgen, ich werde mich um alles kümmern. Ruhen Sie sich einfach aus.« Forsch wie üblich fuhr Francesca durch die Straßen. Die meisten Polizisten der Gegend kannten ihr Auto und lächelten nur, wenn sie eine Verkehrsregel nach der anderen missachtete. Sie war eine Heilerin. Eine außergewöhnliche Heilerin. Es war ihr Geschenk an die Menschheit. Außerdem hatte sie so überall Freunde gewonnen. Die Menschen, die sich nicht für ihre Fähigkeiten interessierten, waren beeindruckt von der Tatsache, dass sie sehr reich war und über viele einflussreiche Freunde verfügte.

Sie erreichte das Obdachlosenasyll und hielt direkt vor der Tür an. Francesca wollte nicht, dass der alte Mann zu weit laufen musste. Er schien einem Zusammenbruch nahe zu sein. Die Kapuze seines ungewöhnlichen Umhangs verbarg zwar sein Haar vor ihren Blicken, doch Francesca hatte den Eindruck, dass es lang, kräftig und zu einem altmodischen Nackenzopf gebunden war. Schnell ging sie

um den Wagen herum, um dem alten Mann beim Aussteigen zu helfen.

Gabriel wollte nicht, dass sie ihn noch einmal berührte, konnte jedoch nicht widerstehen. Ihre Berührungen hatten etwas Beruhigendes, beinahe Heilsames an sich. Sie halfen ihm dabei, seine schrecklichen Gelüste noch eine Weile unter Kontrolle zu behalten. Die rasend schnelle Fahrt in diesem eigenartigen Gefährt hatte ihn schwindlig werden lassen. Er musste sich so schnell wie möglich in dieser neuen Welt orientieren und herausfinden, welches Jahr man schrieb, die neuen Technologien studieren. Doch vor allem musste er die Kraft finden, Nahrung zu sich zu nehmen, ohne den Dämon in seiner Seele die Oberhand gewinnen zu lassen. Er spürte die Gefahr in sich, den roten Nebel, die animalischen Instinkte, die alles andere zu überschatten drohten.

»Francesca! Noch einer? Wir sind heute Abend schon voll belegt.« Marvin Challot warf dem Mann, den Francesca zur Tür geleitete, einen nervösen Blick zu. Seine Nackenhaare sträubten sich. Der Mann sah alt und gebeugt aus, seine Fingernägel waren zu lang, doch er war ganz offensichtlich so geschwächt, dass Marvin ein schlechtes Gewissen bekam, weil er nichts mit diesem Fremden zu schaffen haben wollte. Er schämte sich für den Widerwillen, den er empfand, doch der alte Mann stieß ihn ab. Allerdings konnte er Francesca kaum etwas abschlagen. Sie widmete dem Asyl mehr von ihrer Zeit und ihrem Geld als alle anderen. Wenn sie nicht wäre, gäbe es kein Obdachlosenasyll mehr.

Zögernd streckte Marvin den Arm aus, um dem alten Mann zu helfen. Gabriel atmete heftig. Als Francesca seinen Arm losließ, drohte er, die Kontrolle über sich zu verlieren. Die Reißzähne traten noch weiter hervor, und das Rauschen des Blutes dröhnte so laut in seinem Kopf, dass er nichts anderes mehr zu hören vermochte. Die Umgebung verschwand in rotem Nebel. Hunger. Er musste

Nahrung zu sich nehmen. Der Dämon in seinem Innern erwachte zu neuem Leben und drohte, ihn zu überwältigen.

Marvin spürte, dass er sich in Lebensgefahr befand. Unter seiner Hand schien sich der Arm des Mannes zu verformen. Beben und knackten da nicht Knochen? Wuchs nicht sogar Fell auf der faltigen Haut? Erschrocken ließ er den Arm des Mannes los. Langsam drehte der Alte den Kopf zu ihm herum, und Marvin meinte, dem Tod ins Angesicht zu blicken. Nein, er wollte keinesfalls etwas mit dem alten Mann zu tun haben, wer auch immer er sein mochte! Der Blick des Mannes schien sich in ihn zu bohren wie die Fänge eines Raubtiers.

Marvin schrie auf und wich zurück. »Nein, Francesca, das kann ich nicht zulassen. Wir haben keinen Platz mehr. Ich will ihn nicht hier haben.« Seine Stimme bebte vor Angst.

Francesca begann zu protestieren, doch etwas in Marvins Gesichtsausdruck hielt sie zurück. Sie quittierte seine Entscheidung mit einem Nicken. »Es ist in Ordnung, Marvin. Ich werde mich um ihn kümmern.« Sehr sanft legte sie dem alten Mann den Arm um die Taille. »Kommen Sie mit mir.« Ihre Stimme war leise und beruhigend. Sie verstand es, ihren Ärger über Marvin geschickt zu verbergen, doch er war zweifellos da.

Sofort versuchte Gabriel, Abstand von ihr zu gewinnen. Er wollte sie nicht töten, wusste jedoch, dass er dem Abgrund gefährlich nahe war. Und doch schien sie ihn festzuhalten. Sie beruhigte ihn, sodass es ihm gelang, seinen animalischen Instinkten Einhalt zu gebieten. Schwer stützte sich Gabriel auf sie. Ihre Haut war warm, seine dagegen eiskalt. Tief atmete er ihren Duft ein. Er wollte nicht, dass sie ihn als ein Ungeheuer erkannte, das einen schrecklichen Kampf um seine Seele ausfocht.

»Francesca«, protestierte Marvin. »Ich werde jemanden anrufen, der ihn zum Krankenhaus fährt. Einen Polizisten

vielleicht. Du solltest nicht mit ihm allein bleiben. Ich glaube, er ist geistesgestört.«

Als Gabriel in den Wagen stieg, wandte er sich um und betrachtete den Mann, der auf dem Bürgersteig stand und ihn furchtsam beobachtete. Er betrachtete die Kehle des Mannes und ballte die Fäuste. Einen schrecklichen Augenblick lang bekämpfte er die Versuchung, den Mann zu erwürgen, nur weil er sie gewarnt hatte. Doch er beherrschte sich und stieß einen leisen Fluch aus. Dann zog er die Schultern hoch und hüllte sich noch fester in seinen Umhang. Er wollte bei dieser wunderschönen Frau bleiben, damit ihre Wärme und ihr Mitgefühl seiner gequälten Seele Linderung verschafften. Doch gleichzeitig wollte er so schnell wie möglich vor ihr fliehen, um sie in Sicherheit zu wissen, falls er die Kontrolle über sich verlor.

Francesca schien sich nicht im Geringsten vor ihm zu fürchten. Tatsächlich versuchte sie, ihn zu beruhigen. Trotz Marvins Warnung lächelte sie Gabriel an. »Es würde nicht schaden, wenn Sie sich im Krankenhaus untersuchen ließen. Es würde auch nicht lange dauern.«

Langsam schüttelte Gabriel den Kopf. Sie roch so wunderbar. Frisch. Rein. Er dagegen war zu schwach, um sich zu reinigen. Er schämte sich dafür, dass sie ihn in diesem Zustand sehen musste. Sie war so schön, schien von innen heraus zu leuchten.

Sie parkte auf einem Platz, auf dem unzählige andere Gefährte wie das ihre standen. »Ich komme gleich zurück. Steigen Sie nicht erst aus dem Wagen, Sie verschwenden nur Ihre Kräfte. Es wird nicht lange dauern.« Aufmunternd berührte sie seine Schulter, und Gabriel spürte sofort Erleichterung.

Doch sobald sie gegangen war, wurde sein Hunger so quälend wie zuvor. Er musste sich nähren. Er konnte kaum noch atmen, und sein Herzschlag hatte sich stark verlangsamt: ein Schlag, ein Aussetzer, dann ein weiterer Schlag. Er brauchte Blut. Nahrung. Er konnte nicht länger

warten. Das war alles. So einfach. *Er brauchte es.* Es war sein einziger Gedanke.

Er nahm die Witterung auf. Frisch. Hörte das Rauschen. Und doch roch er auch Francescas Duft, und ihre Nähe half ihm dabei, das Dröhnen in seinem Kopf zu unterdrücken. Ihm krampfte sich der Magen zusammen. Ein Mann ging neben ihr. Dieser war anders als der andere. Dieser Mann war jung und betrachtete Francesca, als wäre sie die Verkörperung von Sonne, Mond und Sternen. Alle paar Schritte ließ der Mann seinen Körper wie zufällig gegen Francescas streifen. Etwas regte sich tief in Gabriel, und er empfand erbitterte Abneigung gegen diesen Mann. Seine Beute. Niemand hatte das Recht, ihr so nahe zu sein. Sie gehörte ihm. Er hatte sie für sich auserkoren. Der Gedanke kam plötzlich und beschämte ihn zutiefst. Trotzdem gefiel es ihm nicht, dass dieser Mann so dicht neben Francesca stand. Es kostete Gabriel alle Selbstbeherrschung, den Mann nicht anzufallen.

»Brice, ich muss nach Hause fahren. Dieser ältere Herr hier braucht meine Hilfe. Ich habe jetzt keine Zeit, um mit dir zu reden. Ich brauchte nur einige Vorräte.«

Brice Renaldo legte ihr die Hand auf den Arm, um sie aufzuhalten. »Du musst dich um einen Patienten von mir kümmern, Francesca. Ein kleines Mädchen. Es wird nicht lange dauern.«

»Brice, nicht jetzt, ich komme später wieder.« Francescas Stimme klang sanft, aber fest.

Brice verstärkte seinen Griff, spürte jedoch sofort etwas auf seiner Haut. Er blickte hinunter und sah viele kleine Spinnen mit gefährlich aussehenden Fängen, die seinen Arm hinaufhuschten. Mit einem Fluch ließ er Francesca los und schüttelte seinen Arm. Die Spinnen verschwanden, als hätte es sie nie gegeben. Francesca ging schnell zu ihrem Auto. Sie warf ihm einen Blick zu, als wäre er verrückt geworden. Brice wollte ihr alles erklären, doch als er keine

Spur von den Spinnen mehr entdecken konnte, beschloss er, dass es nicht der Mühe wert war.

Dann eilte er zum Wagen und griff wieder nach Francescas Arm, während er sich hinunterbeugte, um Gabriel zu betrachten. Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse des Ekels. »Mein Gott, Francesca, wo findest du nur diese Landstreicher?«

»Brice!« Verärgert entzog Francesca ihm ihren Arm. »Du bist manchmal wirklich gefühllos.« Sie senkte die Stimme, doch Gabriels geschärfte Sinne ließen ihn jedes Wort deutlich verstehen. »Nur weil jemand alt ist oder nicht viel Geld hat, ist er nicht wertlos. Deshalb wird aus uns auch nie ein Paar werden, Brice. Du besitzt einfach kein Mitgefühl.«

»Was soll das heißen, kein Mitgefühl?«, protestierte Brice. »Dieses kleine Mädchen hat niemals jemandem etwas zu Leide getan, und ich versuche alles, um ihr zu helfen.«

Francesca schlug einen Bogen um ihn und setzte sich ans Steuer. »Später. Ich verspreche dir, dass ich mir das kleine Mädchen noch heute Abend ansehen werde.« Sie ließ den Motor an.

»Du nimmst diesen Mann doch nicht mit zu dir nach Hause?«, erkundigte sich Brice entsetzt. »Du solltest ihn besser zum Obdachlosenasyll bringen. Er ist schmutzig und hat wahrscheinlich Läuse. Du weißt doch überhaupt nichts über ihn. Ich meine es ernst, Francesca, du darfst ihn nicht mit zu dir nehmen.«

Francesca warf ihm nur einen herablassenden Blick zu und fuhr dann davon, ohne sich noch einmal umzudrehen. »Sie dürfen Brice nicht ernst nehmen. Er ist ein sehr guter Arzt, aber er glaubt, mir Vorschriften machen zu können.« Sie warf ihrem schweigenden Fahrgast einen Blick zu. Er hatte sich auf seinem Sitz zusammengekauert. Es war ihr noch immer nicht gelungen, ihn genauer zu betrachten. Nicht einmal sein Gesicht. Er versteckte sich im Schatten

und hielt den Kopf von ihr abgewandt. Francesca war sich nicht einmal sicher, ob er überhaupt verstand, dass sie ihm helfen wollte. Er war bestimmt einmal ein bedeutender Mann gewesen, wohlhabend und daran gewöhnt, Befehle zu erteilen, vermutete Francesca. Seine derzeitigen Lebensumstände waren ihm sicher unendlich peinlich. Außerdem war Brice ausgesprochen unhöflich gewesen. »Nur noch wenige Minuten Geduld, dann bringe ich Sie an einen warmen, sicheren Ort. Dort gibt es auch eine warme Mahlzeit.«

Ihre Stimme war so wunderschön. Sie berührte Gabriel in tiefster Seele, beruhigte ihn und hielt seine animalischen Instinkte im Zaum. Wenn sie bei ihm war, während er sich nährte, würde es ihm vielleicht gelingen, den Dämon zurückzuhalten. Gabriel barg das Gesicht in den Händen. Himmel, er wollte sie nicht töten. Er zitterte vor Anstrengung, während er versuchte, dem Verlangen nach frischem Blut zu widerstehen. Es war gefährlich. So unendlich gefährlich.

Der Wagen entfernte sich vom geschäftigen Treiben der Stadt und fuhr eine schmale Straße entlang, die von Bäumen und dichten Sträuchern gesäumt war. Das Haus war groß und schien in keinem speziellen architektonischen Stil erbaut worden zu sein. Es war altmodisch mit einer großen Veranda und hohen, geraden Säulen. Gabriel zögerte, als er die Tür des Gefährts öffnete. Sollte er mit ihr gehen oder doch besser hier bleiben? Er war schwach. Er konnte nicht länger warten. Es gab keinen anderen Ausweg, er musste Nahrung zu sich nehmen.

Francesca nahm ihn am Arm und half ihm, als er die lange Treppe zum Haus hinaufstolperte. »Es tut mir leid, es sind viele Stufen. Sie können sich auf mich stützen.« Sie wusste nicht, warum es ihr so wichtig zu sein schien, dass sie diesem Fremden half, doch sie konnte nicht anders.

Resigniert ließ sich Gabriel von Francesca die vielen Stufen zu ihrem Haus hinaufhelfen. Vermutlich würde es

unvermeidlich sein, sie zu töten. Er würde zu einem Untoten werden, und es würde niemanden mehr geben, der Lucian unschädlich machen konnte. Keiner von ihnen würde zur Strecke gebracht werden. Es gab niemanden, der dieser Aufgabe gewachsen war. Die Welt würde es mit zwei Ungeheuern zu tun haben, deren Verbrechen ihresgleichen suchten. Zu viele Stunden lagen zwischen ihm und dem Morgengrauen. Das Bedürfnis nach Blut würde seine guten Absichten zunichte machen. Und diese unschuldige Frau, die nur aus Mitgefühl zu bestehen schien, würde einen hohen Preis für ihre Freundlichkeit bezahlen müssen.

»Nein!« Es klang wie ein heiseres Knurren. Gabriel entzog ihr seinen Arm und wandte sich von der Tür ab. Er stolperte, verlor den Halt und fiel.

Sofort kniete Francesca neben ihm. »Wovor haben Sie Angst? Ich werde Ihnen nichts tun.« Er zitterte unter ihren Händen und schien sich schrecklich zu fürchten. Noch immer hielt er den Kopf in den tiefen Falten seiner Kapuze verborgen und zog die Schultern hoch, um Francesca abzuwehren.

Langsam stand Gabriel auf. Er verfügte nicht über die Kraft, vor dieser Frau zu fliehen, vor der Wärme und dem Mitgefühl in ihrer Stimme, vor dem Leben, das durch ihre Adern strömte. Er neigte den Kopf, als er ihr Haus betrat. Er flehte um Kraft und bat um Vergebung. Gabriel hoffte auf ein Wunder.

Francesca führte ihn durch einige große Räume in die Küche, wo sie ihm an einem Esstisch Platz anbot, der über und über mit Schnitzereien verziert war. »Dort rechts ist das Badezimmer. Die Handtücher sind sauber, falls Sie duschen möchten. Ich werde Ihnen in der Zwischenzeit etwas zu essen zubereiten.«

Seufzend schüttelte Gabriel den Kopf. Er stand auf und ging durch die Küche, bis er dicht vor ihr stand. So dicht, dass er ihren verführerischen Duft selbst durch den Nebel

seines quälenden Hungers hindurch wahrnehmen konnte. »Es tut mir leid.« Er flüsterte, seine Stimme klang sanft und aufrichtig. »Ich muss Nahrung zu mir nehmen, doch dieses Essen ist nichts für mich.« Sanft nahm er ihr die Schlüssel aus der Hand und stellte sie auf der Anrichte ab.

Zum ersten Mal spürte Francesca, dass sie in Gefahr schwebte. Sie stand ganz still da und betrachtete mit ihren großen dunklen Augen die Gestalt in dem langen Umhang. Dann nickte sie. »Ich verstehe.« In ihrer Stimme lag keine Furcht, sondern nur ruhige Akzeptanz. »Kommen Sie. Ich will Ihnen etwas zeigen. Sie werden es später brauchen.« Sie nahm seine Hand, ohne sich um seine langen Fingernägel zu kümmern.

Gabriel zwang sie zu nichts. Er versuchte nicht einmal, ihre Gedanken zu lesen, um sie zu beruhigen. Sie wusste von der tödlichen Gefahr, in der sie schwebte, das konnte er deutlich in ihrem Blick lesen. Ihre Hand schloss sich um seine, und sie zog ihn sanft mit sich. »Kommen Sie. Ich kann Ihnen helfen.« Sie wirkte so ruhig und gelassen und strahlte ein Gefühl des inneren Friedens aus, das auch ihn einhüllte.

Er folgte ihr, während jede ihrer Berührungen seine Qualen linderte. Er konnte es nicht ertragen, an das zu denken, was er ihr antun würde. Ihm war zum Weinen zu Mute. Ein riesiger Felsbrocken schien auf seiner Brust zu lasten. Francesca öffnete eine Tür auf der linken Seite der Küche, die in einen engen Gang führte. Sie brachte Gabriel dazu, ihr die Treppe hinunterzufolgen.

»Dies ist der Keller«, erklärte sie ihm, »doch dort drüben, in dieser kleinen Nische, gibt es eine weitere Tür. Sie können sie nicht sehen, aber wenn Sie Ihre Fingerspitzen hierhin legen ...« Sie zeigte es ihm, und die Wand wich zurück und öffnete den Eingang zu einer dunklen Höhle. Francesca deutete auf das Innere. »Dieser Weg führt unter die Erde. Dort finden Sie, was Sie brauchen.«

Gabriel atmete den süßen, willkommenen Duft der fruchtbaren Erde ein, die nach ihm zu rufen schien. Die kühle Dunkelheit brachte ihm das Versprechen von Ruhe und Frieden.

Francesca strich sich ihr dichtes Haar aus dem Nacken und blickte ihn mit ihren großen, sanften Augen an. »Ich spüre deine Furcht. Ich weiß, was du brauchst. Ich bin eine Heilerin und kann nichts anderes tun, als dir Linderung zu verschaffen. Aus freiem Willen und ohne Vorbehalte gebe ich mein Leben für deines, denn das ist mein Recht.« Ihre Stimme klang leise und sanft, so schön wie das Gefühl von Samt auf seiner Haut.

Gabriel nahm kaum wahr, was sie sagte. Nur die Melodie ihrer Worte. Die Verführung. Die Verlockung. Ihr Hals fühlte sich an wie warmer Satin unter seinen liebkosenden Händen. Gabriel schloss die Augen und genoss es, Francesca zu berühren. Obwohl er befürchtet hatte, sie vor lauter Gier in Stücke zu reißen, wünschte er sich plötzlich, sie zärtlich an sich zu ziehen. Er neigte den Kopf, um ihre Haut unter seinen Lippen zu spüren. Hitze und Feuer. Mit der Zungenspitze strich er über ihren Puls, und sein Körper zuckte vor Sehnsucht. Er streckte die Arme aus, zog Francesca an sich und presste sie an sein Herz. Dann flüsterte er ihr eine Bitte um Vergebung zu und nahm ihr Angebot an: Er senkte seine Zähne tief in ihren schlanken Hals.

Sogleich traf ihn das Rauschen ihres Bluts wie ein Feuerball, der Wärme in seinen ausgehungerten Zellen ausbreitete. Kraft und Stärke erwachten in ihm. Gabriel spürte es in diesem Augenblick. Weiß glühende Hitze. Zuckende Blitze. Sein Körper spannte sich an. Francesca war wie warme Seide in seinen Armen, als wäre sie allein für seinen Körper geschaffen. Er bemerkte, wie weich ihre Haut war. Er war süchtig nach ihrem Geschmack. Sie hatte sein Leben mit der Großzügigkeit ihres Herzens gerettet. Und gleichzeitig hatte sie den Dämon in seinem Innern in

Schach gehalten. Sie hatte ihm aus freiem Willen ihr Blut angeboten. *Aus freiem Willen.* Selbst in diesem überwältigenden Rausch stieg eine neue Erkenntnis in Gabriel auf. Er konnte fühlen. Er empfand Schuldgefühle. Nur zu deutlich erinnerte er sich an das Gewicht, das auf seiner Brust gelastet hatte, als er ihr in den Keller gefolgt war. Er hatte Empfindungen wahrgenommen, seit er Francesca zum ersten Mal gesehen hatte. Während er sich nährte, erwachte gleichzeitig ein erotisches Verlangen in ihm. Nie zuvor hatte dieser Akt eine erotische Bedeutung gehabt. Eigentlich hätte Gabriel schon längst nicht mehr in der Lage sein dürfen, sexuelles Verlangen zu verspüren, doch in diesem Augenblick wurde sein Körper von einer Welle drängender Leidenschaft durchflutet.

Plötzlich spürte er, dass Francescas Herzschlag unregelmäßig wurde, und sofort schloss er die Wunde an ihrem Hals mit der Zungenspitze. Er hatte ihrem zierlichen Körper viel zu viel Blut geraubt. Nun musste er schnell handeln. Hastig öffnete Gabriel sein Handgelenk und presste es auf ihre Lippen. Er war jetzt stark genug, um ihre Gedanken zu beeinflussen. Sie entglitt ihm, alle Lebenskraft schien aus ihrem Körper zu entweichen. Francesca versuchte nicht einmal, dagegen anzukämpfen, sondern fügte sich ruhig in ihr Schicksal, beinahe so, als wünschte sie sich den Tod. Doch Gabriel zwang sie dazu, wieder Blut in ihren Körper aufzunehmen. Sie kannte die Worte des Rituals, mit dem der Dämon in seiner Seele im Zaum gehalten wurde. Sie hatte freiwillig ihr Leben für seines geopfert. Was hatte sie gesagt? *Denn das ist mein Recht.* Wie war das möglich?

Gabriel betrachtete ihr Gesicht. Sie war sehr bleich. Ihre langen Wimpern waren dicht und tiefschwarz, sie passten zu ihrem langen, seidigen Haar. Ihr zierlicher Körper war in hellblaue Männerhosen gehüllt. Farben. Er konnte Farben sehen. Zweitausend Jahre lang hatte Gabriel nichts anderes wahrnehmen können als Grautöne und

Schwarz. Warum hatte er diese Frau nicht gleich als seine Gefährtin erkannt? Hatte er sich denn schon so nahe am Abgrund befunden?

Gabriel hielt Francesca davon ab, zu viel Blut von ihm zu nehmen. Er würde in dieser Nacht auf die Jagd gehen müssen, denn er musste genügend Nahrung für sie beide finden. Er trug Francesca in die Höhle und fand schließlich eine dunkle Kammer, in der sie vor Sterblichen und Untoten sicher sein würde. Sanft legte er sie auf die Erde und versetzte sie in einen tiefen Schlaf, wobei er sicherstellte, dass sie nicht aufwachen würde, bis er ihr mehr Blut geben konnte. Ihr Herz und ihre Lungen arbeiteten langsam und gleichmäßig, sodass ihr Körper in der Lage war, mit der geringen Menge an Blut zurechtzukommen, die jetzt in ihren Adern floss.

Langsam glitt Gabriel durchs Haus und bemühte sich, so wenig Energie wie möglich zu verschwenden. Es hätte ihm gefallen, Brice zu seiner Beute zu machen. Doch Gabriel hatte keine Zeit, seinen Rachegeleuten nachzugeben. Er musste schnell Nahrung finden und zu der Frau zurückkehren, die ihn gerettet hatte. Mit ihrem Mitgefühl, ihrer Großzügigkeit hatte sie mehr als nur sein Leben bewahrt. Sie rettete auch seine Seele.

Gleich darauf verließ Gabriel das Haus und tauchte in die Dunkelheit ein. Dies war seine Welt. Jahrhundertlang hatte er in ihr gelebt, doch inzwischen war alles neu. Alles hatte sich verändert. Es fiel ihm nicht schwer, schnell ein Opfer zu finden. In der Stadt wimmelte es nur so von Menschen. Er wählte drei große, kräftige Männer aus und vergewisserte sich, dass sie weder Alkohol noch Drogen zu sich genommen hatten und dass das Blut in ihren Adern nicht durch Krankheiten verdorben war. Schnell führte Gabriel sie in den schützenden Schatten eines Torwegs, neigte den Kopf und nährte sich. Er nahm genügend Blut zu sich, um wieder ganz zu Kräften zu kommen, ohne jedoch das Leben eines der Männer aufs Spiel zu setzen.

Als der erste zu schwanken begann, schloss Gabriel sorgfältig die Wunde und half dem Mann dabei, sich auf den Boden zu setzen. Dann wandte er sich den anderen beiden Männern zu, denn noch immer verlangte sein Körper nach Nahrung, da er so lange gehungert hatte. Außerdem brauchte er genügend Blut für Francesca, damit sie überlebte.

Sobald er genug hatte, löschte Gabriel die Erinnerungen der drei Männer aus und ließ sie bequem in der Nische des Torwegs sitzen. Mit drei schnellen Schritten schwang sich Gabriel in die Lüfte, und sein Körper verwandelte sich, während ihm Flügel wuchsen, die ihn in den Himmel hinauftrugen. Er floh geradewegs zu ihrem Haus zurück.

Aus der Luft gelang es ihm, ihren Besitz ganz zu erfassen. Mochte das Haus auch alt sein, es war noch völlig in Ordnung, der große Garten sorgfältig gepflegt. Überall entdeckte er Gegenstände, die er nicht kannte. Während er in der Erde geruht hatte, war das Leben offensichtlich weitergegangen.

Er fand Francesca vor, wie er sie verlassen hatte. Ihre Haut war so bleich, dass sie beinahe durchscheinend wirkte. Francesca war groß und schlank, mit langem, rabenschwarzem Haar, das ihr Gesicht einrahmte und ihre sinnlichen Rundungen betonte. Unendlich sanft hob Gabriel sie in seine Arme und presste sie an sich.

Wie war es möglich, dass diese Frau seine Gefährtin war? Nach den vielen Schlachten vergangener Jahrhunderte waren karpatianische Frauen selten geworden. Es war denkbar, dass ein karpatianischer Mann viele Jahrhunderte lang die ganze Welt absuchte, ohne seine Gefährtin zu finden, die Frau, die die andere Hälfte seiner Seele und seines Herzens war. Das Licht in seiner Finsternis. Schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert waren die Frauen seines Volkes selten geworden. Wie konnte es da geschehen, dass er seiner Gefährtin einfach auf der Straße begegnete, gleich nachdem er aus

jahrhundertelangem Schlaf erwacht war? Es ergab keinen Sinn. Doch keines der Geschehnisse dieser Nacht ergab einen Sinn. Allerdings blieb eine Tatsache unbestritten: Ein karpatianischer Mann konnte keine Farben sehen oder Gefühle empfinden, wenn er sich nicht in der Gegenwart seiner wahren Gefährtin befand. Und Gabriel konnte alle möglichen Farben sehen. Leuchtende, lebendige Farben. Farben, die er schon beinahe vergessen hatte. Empfindungen, die er nie zuvor gespürt hatte. Tief atmete er ein und sog Francescas Duft in sich auf. Nun würde er in der Lage sein, sie überall aufzuspüren. Und da nun sein Blut in ihren Adern rann, würde es ihm möglich sein, nach ihr zu rufen und sich mit ihr auf telepathischem Wege zu unterhalten, gleichgültig, wo er sich befand.

Mit dem Fingernagel öffnete er eine Stelle an seiner Brust, stützte ihren Kopf mit der Hand, sodass er ihre Lippen auf seine Haut pressen konnte. Alle seine Kräfte und Fähigkeiten waren zurückgekehrt, und Francesca war so geschwächt, dass sie sich ihm nicht widersetzen konnte. Gabriel betrachtete sie eingehend. Sie verwirrte und faszinierte ihn. Francesca sah wie eine karpatianische Frau aus. Schlank. Mit rabenschwarzem Haar und wunderschönen Augen, so schwarz wie die Nacht. Sie kannte die Worte des Rituals. Sie hatte gewusst, dass er Blut brauchte. Ja, sie verfügte sogar über eine unterirdische Kammer, die einem Karpatianer nützlich sein konnte. Wer war sie? Was war sie?

Gabriel las ihre Gedanken. Sie schien eine Sterbliche zu sein. Ihre Erinnerungen waren die einer Sterblichen und enthielten viele Dinge, von denen er nichts wusste. Die Welt hatte sich so sehr verändert, während er geschlafen hatte. Ja, Francesca schien eine Sterbliche zu sein, aber ihr Blut war anders als das der Sterblichen. Ihre Organe waren anders. Und doch verfügte sie über Erinnerungen daran, in der Mittagssonne spazieren zu gehen. Das war den Angehörigen seines Volkes unmöglich. Francescas Existenz

war ein Geheimnis, das Gabriel unter allen Umständen lüften wollte. Diese Frau war viel zu wichtig für ihn. Er dürfte kein Risiko eingehen.

Francesca hatte inzwischen wieder genügend Blut in sich aufgenommen. Sanft schob Gabriel sie von sich und begleitete sie in die heilende Erde, ohne sie jedoch über ihr zu schließen. Er wollte, dass sie sich ausruhte, während er den Rest der Nacht dazu benutzte, diese neue Welt zu studieren, in der er nun lebte. In ihrer Bibliothek im ersten Stock fand er unzählige nützliche Bücher. Dort erfuhr er vom Fernsehen, von Computern und der Geschichte jener Maschinen – Autos –, in denen die Sterblichen von Ort zu Ort gelangten. Fasziniert nahm Gabriel die Fülle von Informationen in sich auf. Ohne darüber nachzudenken, suchte er die Verbindung zu Lucian. Es geschah einfach. Zweitausend Jahre lang hatten sie ihr Wissen miteinander geteilt. Gabriel war so fasziniert, dass er unwillkürlich nach seinem Zwillingsbruder suchte.

Lucian nahm die Informationen von ihm an und übermittelte Gabriel, was er beobachtet und studiert hatte, als hätte es die letzten Jahrhunderte nicht gegeben. Auch Lucian war voller Kraft zurückgekehrt, und wie gewöhnlich nahm er neue Informationen mit rasender Geschwindigkeit in sich auf. Schon immer hatte sein Geist nach neuen Gedanken verlangt. Als Gabriel bewusst wurde, was er tat, unterbrach er die Verbindung. Er war wütend auf sich selbst. Lucian wäre sonst in der Lage, genau zu »sehen«, wo Gabriel sich befand, ebenso wie Gabriel seinen Zwillingsbruder finden konnte. Es war immer Gabriel gewesen, der nach seinem Bruder gesucht hatte, um ihn unschädlich zu machen. Nie zuvor hatte er sich darüber Sorgen gemacht, wenn er aus Versehen die Verbindung zu Lucian gesucht hatte, um sein Wissen mit ihm zu teilen. Wenn Lucian dieses Wissen dazu benutzt hätte, Gabriel ausfindig zu machen, hätte es ihm die Aufgabe, seinen Bruder zu vernichten, nur erleichtert.

Doch nun hatte sich alles verändert. Gabriel konnte es sich nicht leisten, Lucian wissen zu lassen, wo er war oder mit wem er in Kontakt stand. Jetzt musste er Francesca beschützen. Lucian durfte nichts über sie erfahren. Vampire genossen es, anderen Schmerzen zuzufügen. Er würde dafür sorgen, dass Francesca einen schrecklichen Preis für ihre Einmischung bezahlte.

Gabriel gönnte sich eine Dusche. Zwar war es ihm möglich, allein mit einem einzigen Gedanken sauber und frisch zu sein, doch jetzt konnte er Gefühle empfinden. Er genoss die Reinlichkeit. Es war erstaunlich. Wieder musste er sich anstrengen, um seinen Zwillingbruder nichts von diesen neuen Empfindungen wissen zu lassen. Selbst nach all den Jahrhunderten war er noch immer daran gewöhnt, immer wieder die Verbindung zu suchen. Natürlich hatte er diese Fähigkeit dazu benutzt, seinen Bruder zu finden und dessen Opfer aufzuspüren, ehe Lucian ihnen etwas antun konnte. Bisher hatte er es nie geschafft, Lucian zuvorkommen - er würde jedoch trotzdem nicht aufgeben.

Nachdem er geduscht hatte, wandte sich Gabriel wieder den Büchern zu. Er las mehrere Nachschlagewerke und Enzyklopädien sowie alle anderen Bücher, die er finden konnte. Sein fotografisches Gedächtnis speicherte die Informationen sehr schnell. Er las mit halsbrecherischer Geschwindigkeit, damit er die Geschichte hinter sich lassen und endlich etwas über die neuen Technologien erfahren konnte. Er wollte Handbücher lesen, um herauszufinden, wie die neue Welt funktionierte. Außerdem wollte er alles über die Besitzerin dieses Hauses herausfinden.

Schließlich ging er durch die vielen großen Räume. Francesca mochte offene, weiträumige Zimmer. Sie hatte einen Sinn für Kunst und sanfte Farben. Außerdem schien sie eine Vorliebe für das Meer und dessen Bewohner zu besitzen. Es gab Bücher über Meerestiere und Gemälde von peitschenden Wellen. Sie schien ausgesprochenen Wert

auf Ordnung und Sauberkeit zu legen oder jemanden zu haben, der ihr bei der Hausarbeit half. Sie lebte wie eine Sterbliche. Ihre Schränke waren gefüllt. In der Küche gab es kostbares Porzellan, und wertvolle Antiquitäten waren in den anderen Räumen verteilt. In einem Zimmer fand Gabriel einen angefangenen Quilt und betrachtete ihn. Das Muster war ungewöhnlich. Beruhigend. Wunderschön. Er fühlte sich davon angezogen, vermochte jedoch keinen Grund dafür zu nennen. In einem anderen Raum hatte Francesca mit buntem Glas gearbeitet. Die Muster dieser Werke ähnelten denen des Quilts. Beruhigend und friedlich. Jede der Arbeiten war unglaublich schön. Gabriel hätte sie stundenlang ansehen können. Francesca war eine äußerst begabte Frau.

Überall im Haus hingen sehr schwere maßgeschneiderte Vorhänge vor den Fenstern, sodass es möglich war, alle Räume vollständig abzudunkeln. Das ergab einen Sinn, wenn Francesca eine Karpatianerin war, die versuchte, sich in das Leben der Sterblichen zu integrieren. Doch nichts in diesem Haus schien zusammenzupassen. Es war eine Mischung aus Reichtum und Fantasie, aus karpatianischen und sterblichen Lebensumständen, beinahe als lebte Francesca nicht allein in diesem Haus. Gabriel sah sich um, um Hinweise auf einen anderen Bewohner zu finden.

In ihrem Arbeitszimmer fand er Francescas Unterlagen, Quittungen, Überweisungen und kleine Notizen, die sie an sich selbst schrieb. Er fand etliche dieser Notizen. Einige waren dazu gedacht, Francesca daran zu erinnern, bestimmte Suppen zu essen. Eine Karpatianerin würde niemals menschliche Speisen anrühren, es sei denn, sie wollte die Sterblichen davon abhalten, die Wahrheit herauszufinden. Karpatianer verfügten über die Möglichkeit, die Nahrung der Sterblichen zu sich zu nehmen und später wieder aus ihrem Körper zu entfernen, doch das war nicht besonders angenehm.